

„Richtig beten“

LUKAS 18,9–14

von Justina Metzdorf OSB

⁹ Einigen, die von ihrer eigenen Gerechtigkeit überzeugt waren und die anderen verachteten, erzählte Jesus dieses Gleichnis: ¹⁰ Zwei Männer gingen zum Tempel hinauf, um zu beten; der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. ¹¹ Der Pharisäer stellte sich hin und sprach bei sich dieses Gebet: Gott, ich danke dir, dass ich nicht wie die anderen Menschen bin, die Räuber, Betrüger, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner dort. ¹² Ich faste zweimal in der Woche und gebe den zehnten Teil meines ganzen Einkommens. ¹³ Der Zöllner aber blieb ganz hinten stehen und wollte nicht einmal seine Augen zum Himmel erheben, sondern schlug sich an die Brust und betete: Gott, sei mir Sünder gnädig! ¹⁴ Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause hinab, der andere nicht. Denn wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, wer sich aber selbst erniedrigt, wird erhöht werden.

BEREITS DIE KIRCHE der neutestamentlichen Zeit hatte einige ernste Krisen durchzustehen. „Schwere Zeiten“ (2 Tim 3,1) seien angebrochen, so schreibt der Verfasser des zweiten Timotheusbriefs, denn in der Gemeinde machen sich Christen breit, die „den Schein der Frömmigkeit wahren, aber deren Kraft verleugnen“ (2 Tim 3,5). Sie sind, obgleich sie in ihrem äußeren Gebaren fromm wirken, Gott nicht zugewandt (vgl. 2 Tim 3,4), sondern haben anderes im Sinn, und dadurch bringen sie Verunsicherung, Zweifel und Spaltung in die Gemeinde. Der Begriff „Frömmigkeit“ (griech. *eusebeia*) bezeichnet in seiner ursprünglichen Bedeutung die richtige Gottesverehrung. Diese hat eine Außen- und eine Innenseite. Ihre Kraft und Dynamik kommt von der Innenseite; ohne diese ist jede Frömmigkeit bloßer „Schein“ und damit substanzlos und letzten Endes belanglos. Die tiefste Ausdrucksform von Frömmigkeit ist das Gebet, sei es das liturgische, das gemeinschaftliche oder das private, denn im Gebet tritt der Mensch vor Gott und vollzieht so in der personalen Begegnung die „rechte Gottesverehrung“. Im Brief an Timotheus erfahren wir, wie das Außen und das Innen auseinanderbrechen können, und welche verheerenden Folgen das für die Kirche hat. Aus der Perspektive dieser Notsituation der Kirche möchte ich das Gleichnis vom Beten des Pharisäers und des Zöllners betrachten.

Ein unversöhntes Selbstgespräch

Ein Mensch, der den „Schein der Frömmigkeit wahrt, aber ihre Kraft verleugnet“, tritt uns in Jesu Gleichnis in der Gestalt des Pharisäers entgegen. Jesus entlarvt sein Gebet als Schein, sogar mit Hochglanz und Blendeffekt. Vordergründig ist das aber nicht unmittelbar zu erkennen, und erst im Kontrast mit der zweiten Figur dieses Gleichnisses, dem Zöllner, wird das ganze Ausmaß seiner kraftlosen Frömmigkeit sichtbar. Für die Zuhörer Jesu dürfte der Pharisäer keineswegs automatisch schon der sprichwörtliche Heuchler gewesen sein. Vielmehr verkörpert er – sehr positiv – den Typus des Frommen, der den Willen Gottes zu erfüllen sucht, indem er die Gebote der Tora beachtet. In seinem Fall übertrifft er mit dem wöchentlichen Fastenpensum und mit der Menge seiner Almosen sogar das von der Tora Geforderte.

Nach außen hin ist dieser Mann der perfekte Repräsentant von Frömmigkeit. Doch das Gebet, das er spricht, legt sein Inneres offen. Auf den ersten Blick wirkt es wie ein Dankgebet: „Gott, ich danke dir..“ (Lk 18,11). Daran ist an sich nichts Verwerfliches. Doch das, was als Dank an Gott etikettiert ist, erweist sich dann aber als verächtliche, herablassende Rede über seine Mitmenschen. „Wer sagt, dass er Gott liebt, aber seinen Bruder hasst, ist ein Lügner“ (1 Joh 4,20), heißt es im ersten Johannesbrief, und bereits die alttestamentliche Forderung: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Lev 19,18) zeigt, dass der Dienst vor Gott zuinnerst mit dem Dienst und der liebenden Hinwendung zum Mitmenschen verbunden ist. In unversöhntem Zustand – und dazu gehören auch die Haltungen von Neid oder Verachtung –, sagt Jesus, braucht man sich erst gar nicht auf den Weg zum Tempel zu machen (vgl. Mt 5,24).

Schon die einleitende Formulierung zu diesem verdrehten Gebet ist verräterisch: „Er sprach bei sich dieses Gebet.“ Wörtlich: Er sprach das Gebet „zu sich hin“, also zu sich selbst. Das Gebet des Pharisäers ist kein Gespräch mit Gott, sondern ein Selbstgespräch. Schauen wir dann das Gebet einmal genauer an, fällt ins Auge, dass es von einem bestimmten Wort beherrscht wird, „ich“: „Ich bin nicht wie die anderen, ich faste, ich gebe Almosen.“ Der Pharisäer erzählt im Dankgebet von seinen eigenen Taten. In den Dankgebeten Israels geht es aber eigentlich um die Taten Gottes: „Ich will dir danken, Herr, aus ganzem Herzen, erzählen will ich all deine Wunder.“ (Psalm 9,2) Oder: „Der Mächtige hat Großes an mir getan und sein Name ist heilig.“ (Lk 1,49) Das Gebet des Pharisäers hat eher den Charakter einer Checkliste, auf der er abhakt, was er alles zu leisten vermag. Vermutlich gehört auch sein Gang in den Tempel, um zu beten, zu seiner religiösen To-do-Liste. Sein „Dankgebet“ dreht sich ganz um ihn selbst. Mit Dank hat es wenig zu tun und mit Gott auch nichts. Der Grat, der das Außen und Innen der Frömmigkeit verbindet, ist schmal. Und der Pharisäer ist nicht der Einzige, der zur einen Seite abgedriftet ist.

Ein Gott der Beziehung

Zahlreiche Texte des Alten Testaments bezeugen das eindringliche Werben Gottes um die Zuwendung Israels, das immer wieder der Versuchung nachgegeben hat, den personalen Gott und die Beziehung zu ihm aufzugeben zugunsten der Götzen, die von Israel nur Tribut, aber nicht Hingabe fordern. „An Liebe habe ich Gefallen, nicht an Schlachtopfern“ (Hos 6,6), lässt Gott seinem Volk durch den Propheten Hosea sagen. Gott will ein Gott der Beziehung sein, nicht des Tributs. Darum kann Beten auch keine wie auch immer geartete Leistung sein, die abgegolten wird. Als Ausdruck einer lebendigen Beziehung zu Gott verändert das Gebet den Betenden – so, wie schon jedes Gespräch mit einem anderen Menschen einen nie unberührt oder unverändert lässt.

Eine solche, geradezu fulminante Veränderung geschieht mit dem Zöllner, nachdem er gebetet hat. Er kommt im Bewusstsein, ein Sünder zu sein, und er geht, wie Jesus am Ende kommentiert, „als ein Gerechtfertigter“. An ihm zeigt sich die verwandelnde Kraft des Gebets auf ganz eindrückliche Weise. Auf der Außenseite der Frömmigkeit hat der Zöllner nur eine Negativbilanz vorzuweisen. Für Jesu Zeitgenossen war der Zöllner zunächst einmal eine ganz und gar verwerfliche Gestalt, die mit der römischen Besatzungsmacht kollaborierte und darauf bedacht war, sich auf unredliche Weise zu bereichern. Somit bildet er die perfekte Kontrastfigur zum Pharisäer.

Jesus erzählt das Gleichnis übrigens ausgesprochen kunstvoll: Über die Gestalt des Pharisäers verliert er wenige Worte, lässt ihn aber ein sehr langes Gebet vortragen. Die Gestalt des Zöllners dagegen stellt er ausführlich vor, aber sein Gebet ist ausgesprochen kurz. Dadurch entsteht ein doppelter Kontrast: Der vermeintlich Wichtige ist kaum der Rede wert, der vermeintlich Uninteressante wird eingehend vorgestellt. Das wortreiche Gebet verhallt im Nichts, die spärlichen Worte bewirken eine existenzielle Verwandlung: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ Der Zöllner bleibt im Tempel „ganz hinten“ stehen und bringt so seine Ehrfurcht vor Gott und zugleich das Wissen um seine eigene Unvollkommenheit zum Ausdruck. Sein „Standpunkt“ ermöglicht ihm, als ein Bittender vor Gott zu treten und nicht zu meinen, er könne „auf Augenhöhe“ mit Gott sprechen. Das Entscheidende an seinem Gebet aber ist, dass er Gott zutraut, dass Gott von sich aus die Kluft zwischen beiden, die für den Zöllner als Sünder – von Gott Getrennter – unüberwindlich ist, schließt, indem er sich ihm zuwendet und seine Gnade schenkt. Der Zöllner rechnet mit dem Eingreifen Gottes in sein Leben.

Im Einklang mit Gott und Jesus ähnlich

Das Gleichnis ist gerahmt von dem Schlagwort „Gerechtigkeit“. Jesus adressiert es ausdrücklich an solche Menschen, die sich selbst für Gerechte halten, und am Ende kommt heraus, wer wirklich ein Gerechter ist, nämlich der, der Gott an sich hat

wirken lassen, der sich von Gott gerecht machen lässt. Die Heilige Schrift bringt mit dem Begriff „Gerechtigkeit“ das Verhältnis des Menschen zu Gott ins Wort. Als „Gerechter“ wird ein Mensch bezeichnet, dessen Leben im Einklang mit Gottes Willen steht. Jesus spricht im abschließenden Kommentar zum Gleichnis von der Selbsterniedrigung (vgl. Lk 19,14). Das ist sicher sehr unmodern, aber es handelt sich hier um das Wort, mit dem Jesus sich selbst beschreibt, das griechische *tapeinos*: „Lernt von mir; denn ich bin gütig und von Herzen demütig (*tapeinos*)“ (Mt 11,29). Das Gebet des Zöllners bringt ihn in die Nähe Jesu, es macht ihn Jesus ähnlich. Darin liegt die „Kraft“ der Frömmigkeit, dass „Christus in uns Gestalt annimmt“ (vgl. Gal 4,19). Und von dieser Hoffnung soll unser Beten erfüllt und beflügelt sein.

Justina Metzdorf OSB

geb. 1973 in Trier, Dr. theol.; Studium der Kath. Theologie, Altphilologie und Germanistik an der Universität Mainz, dort 1998-2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin; 2003 Promotion im Fach Neues Testament und Eintritt in die Benediktinerinnenabtei Mariendonk; seit 2017 Lehrtätigkeit an der PTH St. Augustin / KHKT; Forschungsschwerpunkt auf patristischer Exegese und Hermeneutik; Ausbildung zur TZI-Gruppenleiterin; seit 2016 verantwortlich für die inhaltliche Konzeption und Organisation der „Gemeinsamen Noviziatsausbildung“ der deutschsprachigen Benediktinerinnen (www.noviziatsausbildung.de).- *Die Tempelaktion Jesu. Patristische und historisch-kritische Exegese im Vergleich*. Tübingen 2003; *Das Matthäusevangelium. Kapitel 19-21* (Novum Testamentum Patristicum I/6). Göttingen 2017.